

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuele

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Wachdruck aller Mittel vorbest n

Nummer 44

Sonntag, den 1. Oktober 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 1. Oktober: Remigius; Montag, 2. Okt.: Leodegar; Dienstag, 3. Okt.: Candidus; Mittwoch, 4. Okt.: Franz von Assisi; Donnerstag, 5. Okt.: Placidus; Freitag, 6. Okt.: Bruno; Samstag, 7. Okt.: Justina.

*

16. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 14, 1—11.

In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbate ging, um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wassersüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort und sprach zu den Gesessenen und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbate zu heilen? Sie aber schwiegen. Da fasste er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er redete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochse in eine Grube gefallen wäre, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbats? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten, und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Vornehmerer als du von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Mache diesem Platz! und du alsdann mit Schande unten an sitzen müßtest. Sondern, wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz, damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinaus! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

*

Einig, heilig, katholisch, apostolisch. Das sind die vier von altersher genannten Merkmale der wahren Kirche Christi. Beginnen wir mit dem letzten als dem wichtigsten zuerst.

Was heißt apostolisch sein? Apostolisch sein, heißt von den Aposteln herkommen, ihre Lehre, ihre Anschauungen, ihre Gesinnung, ihre Heilmittel, ihre Gewalt haben, zu ihrer Familie, zu ihrer Abstammung gehören. Viele Leute machen eine Stiftung, bestimmen aber dabei, nur wer zur Familie des Stifters gehört und dies durch amtliche Zeugnisse nachweist, kommt in den Genuss der Stiftung. Ähnlich bei der Kirche. Wer zur Kirche gehören will, muß dies durch seine Abstammung von den Aposteln erst nachweisen.

Nun könnte man einwenden: warum denn von den Aposteln? Warum nicht von Christus? Christus ist doch der Gründer der Kirche, nicht die Apostel. Es sollte doch genügen, wenn man seine Zusammengehörigkeit mit Christus bezeugen kann. Dieser Einwand wird tatsächlich von den Häretikern erhoben. Sie suchen ihre Anschauung und ihr Vorgehen mit Christi Lehre und Praxis in Einklang zu bringen. Von den Aposteln ist dann keine Rede mehr. Die wahre Kirche verlangt aber Übereinstimmung mit den Aposteln.

Christus Jesus ist der Stifter der Kirche, insofern er den Grundstock zur Kirche legte und ihr den Boden bereitete. Er sammelte Jünger und Apostel um sich, denen er seine Grundsätze, nach denen die zukünftige Kirche regiert werden soll, mitteilte. Alles weitere überließ er den Aposteln und gab ihnen hierzu ausgedehnte Vollmachten.

Als Vollender und Heiligmacher kam am Pfingstfeste der hl. Geist auf die im Abendmahlsaal zu Jerusalem Versammelten herab, und nun beginnt die zum Leben erwachte junge Kirche ihre Tätigkeit. Christus selber hat keinen einzigen in die Kirche aufgenommen. Die ersten, die sich der Kirche anschlossen, waren die 3000, die auf die Predigt des Petrus hin getauft wurden. Der Geburtstag der Kirche ist das Pfingstfest des Jahres 34. Aber Christus war schon 10 Tage vorher von der Erde hinweggegangen. Die erste Tätigkeit in der Kirche trägt also in hervorragender Bedeutung den Charakter der Apostel. Von ihnen ging alle Lebenstätigkeit aus. Sie sind die Organisatoren. Sie holt man oder schickt man, wenn irgendwo eine Gemeinde gegründet oder gesiegt werden soll. Auf sie beruft man sich, wenn Zweifel oder Ungehorsam aufsteht.

Wer die Apostelgeschichte liest, die die Geschichte der Kirche wiedergibt, soweit sie sich um die Tätigkeit des Petrus und Paulus gruppiert, kann gar nicht anders sagen, als: Hier ist alles apostolisch! Nichts geschieht ohne die Apostel. Sie haben ihre Hände in allen Angelegenheiten der Gemeinden. Die übrigen neutestamentlichen Schriften, soweit sie für die Geschichte der jungen Kirche in Frage kommen, atmen dieselbe Luft der apostolischen Tätigkeit.

Was die Apostel taten, steht vollständig in Übereinstimmung mit dem, wozu sie Auftrag hatten. Nirgends haben sie ihre Befugnisse überschritten, nirgends aber auch auf ihre Rechte verzichtet. Namentlich der hl. Paulus, der auf außerordentlichem Wege zum Amte eines Apostels berufen war, wachte eifersüchtig darüber, daß ihm das Recht eines Apostels nicht geschmälert wurde.

Nach dem Weggang der Apostel haben ihre Nachfolger und besonders der Nachfolger des hl. Petrus, der Bischof von Rom, als Haupt der Kirche, immer wieder die Übereinstimmung ihrer Lehren und Vorschriften mit denen der Apostel dargetan. Die Apostellichkeit galt als das entscheidende Merkmal für die Zugehörigkeit zur Kirche. Nur der Bischof galt als katholisch, der sein Amt von den Aposteln oder einem ihrer Nachfolger erhalten hatte. Warum? Weil nur im Zusammenhang mit den Aposteln die Gewähr liegt, daß die Lehre rein erhalten, die Gnadenmittel recht gespendet und die Gemeinschaft mit Christus hergestellt wird. Christus ist vom Vater gesandt, die Apostel von Christus, die Bischöfe von den Aposteln. Das apostolische Alter, die Tatsache, daß das, was jetzt ist, schon zu apostolischer Zeit war, entscheidet über den Charakter der Kirche. Was jünger ist als die Apostel, was nicht mit der apostolischen Kirche verbunden ist, das gehört nicht zur wahren Kirche.

Die Bischöfe, die ihren Ursprung nicht den Aposteln verdanken, wie jetzt wohl die meisten in der Kirche, da die Sitze in Syrien und Kleinasien fast alle der katholischen Kirche verloren gegangen sind, müssen wenigstens in Mäulen und Lehre apostolisch sein und mit den Mutter- und Urkirchen der Apostel in Verbindung stehen. In Deutschland ist kein einziger Bischofsitz apostolischen Ursprungs. Nur die Sitze von Trier und Köln sind von Apostelschülern eingerichtet worden. Je nach der Verbreitung des Christentums oder auch der Einrichtung der Staaten sind die deutschen Bistümer im Laufe der Jahrhunderte ins Leben getreten. Das Bistum Limburg ist noch keine 100 Jahre alt, und doch ist auch unser heutiger Bischof ein apostolischer Bischof, der Bischofsitz apostolisch und die Gemeinde von Limburg, d. h. die Katholiken des Bistums sind apo-

stolisch, weil der Bischof vom Nachfolger des hl. Petrus, dem Papste, geschickt ist, weil Lehre und Sakrament im Bistum mit der römischen apostolischen Kirche übereinstimmt. Und wo immer heutzutage in Amerika, in den Missionen oder sonstwo, ein neuer Bischofsitz eingerichtet wird, da genügt diese zweifache Forderung: die Sendung von Rom, Lehre und Sakrament von Rom, wenn keine Kirche in die große römische apostolische Kirche eintreten, ihr angegliedert werden und Anspruch und Recht auf ihre Vorteile und ihre Auszeichnung haben soll.

Wie im Anfange bemerkt, haben auch die Häretiker für ihre Lehre und Verfassung die apostolische Tradition geltend gemacht. Man hat ihnen aber sofort entgegengehalten: Ihr seid jünger als die Apostel. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts legten ein besonderes Gewicht darauf, auf dem Boden der apostolischen Kirche zu stehen. Sie betonten, an der Lehre der alten Kirche nichts ändern zu wollen, nur die „Mißbräuche“ wollten sie beseitigen. Da aber der Bruch mit Rom als das Ziel angestrebt und wirklich vollzogen wurde, so konnten die Katholiken der neuen Kirche entgegenhalten: die wahre Kirche ist von immerwährender Dauer. Nur unsere Kirche ist das. Sie stammt von Christus und den Aposteln und hat ununterbrochen bis heute existiert, während eure Kirche von heute ist. Luther empfand diese Schwäche seiner Kirche recht lebhaft; half sich aber mit mehreren Ausreden. Einmal sagte er, die unsichtbare Kirche — er meinte damit das Reich der Seelen, die zur rechtmäßigen Kirche gehören — sei apostolisch, die sichtbare Kirche brauche dieses Merkmal nicht zu besitzen. Ein anderes Mal meinte er, die hl. Schrift sei apostolisch, das genüge ihm. Oder aber er berief sich auf seinen Beruf und seine direkte Sendung von Gott, das reine Evangelium zu verkünden. Da brauchte er freilich keinen Zusammenhang mit den Aposteln.

Noch auf eine andere merkwürdige Ausflucht verfielen die Reformatoren und ihre Nachfolger, um ihre apostolische Abstammung nachzuweisen und ihren Stammbaum bis auf Petrus zurückzuführen. Es bildete sich die Vorstellung aus, Gott habe nach dem Tode der Apostel sich bald von der Kirche zurückgezogen und seine Stelle dem Satan überlassen, der dann ein „tausendjähriges satanisches Reich“ aufgerichtet habe, bis Luther gekommen sei, der das Werk der Apostel wieder aufgegriffen und fortgeführt habe. Die Kirche galt den Protestanten als die „Synagoge des Antichrist“, als ein Schauplatz von Unwissenheit und Bosheit, als ein „vollkommenes Narrenhaus“. Diese und andere schwer beleidigende Ausdrücke Luthers über Papst und Kirche, die wegen ihrer Verbtheit und Anstößigkeit hier nicht wiedergegeben werden können, entspringen vollständig jener Vorstellung von „des Teufels Herrschaft in der Kirche“.

Da der Sprung vom Jahre 100 oder 150 bis zum Jahre 1517 doch zu gewagt war, so suchte man nach sog. Vorläufern der Reformation, die die Verbindung zwischen den Aposteln und Luther herstellen sollten. Dann konnte man also sagen: Die wahre Kirche hat immer existiert, wenn auch nicht bei der großen Masse, so doch in einzelnen erlesenen Gestalten. Solche Vorläufer waren bald gefunden. Wer nur immer gegen ein katholisches Dogma gemurrt, gegen Mißbräuche gesprochen, über Pfaffen und faule Mönche geschimpft und besonders gegen den Papst aufgetreten und geschrien hatte, erhielt die Ehre, Vorläufer der Protestanten genannt zu werden, mochte er auch sonst eine noch so schiefe Lehrmeinung vertreten haben. Bald

Wielik, Das, Savonarola u. a. sind solche Vorläufer.

Nicht die Wiederherstellung der alten apostolischen Kirche und Lehre war das Ziel der Reformatoren, sondern eine ganz neue Gestalt des Christentums, wie ein protestantischer Gelehrter sich ausdrückte, „eine Erhebung des demokratischen Prinzips gegen das aristokratische Priesterthum“. Das ist aber etwas total Neues, eine vollständige Umwälzung der kirchlichen Verfassung. Dem Volke suchte man freilich dies zu verhelfen, indem man die alten Formen möglichst fortbestehen ließ. Aber mit der Kirche und Lehre der Apostel hatte das Neue keinen Zusammenhang. Die apostolische Tradition war damit vollständig aufgegeben.

Der heutige Protestantismus hat zum Teil auf die Auffassung des apostolischen Merkmals in der katholischen Fassung verzichtet und das Prinzip der Weiterbildung der apostolischen Kirche aufgestellt. Damit ist jeder Erneuerung Tür und Tor geöffnet, wie ja auch die innere Lage der protestantischen Kirche beweist.

In vielen Kirchen — ich meine die aus Stein gebauten — sieht man die Gestalten der zwölf Apostel an zwölf Säulen angebracht, auf denen die Gewölbe der Kirche ruhen. Ein recht sprechendes Stimmbild, das die katholische Lehre getreu wiedergibt: die Apostel sind in der Tat die Säulen der Kirche. Nimmt man sie hinweg, dann stürzt die Kirche ein. Jede Kirche, die nicht von den Aposteln getragen wird, verliert den Boden und kann sich nicht halten. Nur unsere katholische Kirche allein ist auf dem Fundamente der Apostel gegründet und trägt deshalb allein das Zeichen der Wahrheit an ihrer Stirne geschrieben.

Bpo.

Der hl. Bruno — Stifter des Karthäuserordens

(6. Oktober.)

In Schweigen und Hoffen werdet ihr stark sein! (H. 30, 15.)

Einer von Deutschlands großen Heiligen ist der Stifter des Karthäuserordens: St. Bruno von Köln.

Bruno wurde ums Jahr 1030 aus der kölnischen Adelsfamilie der Hartenau geboren. Der hochbegabte Knabe besuchte zuerst die Schule bei St. Kunibert in seiner Vaterstadt. Dann zog er nach Reims, dessen Schule gerade damals im hohen Aufschwung stand; es lehrte an ihr der berühmte Meister Berengar, damals noch rechtgläubig, später leider ein Führer zum Irrtum.

Nachdem Bruno mit vollen Erfolgen auch die theologischen Studien beendet hatte, versah er zuerst eine Professur in der Dichtkunst und Beredsamkeit, 1060 aber wurde er Stifthsheer an der Reimschen Frauenkirche und Scholarch (Vorsteher aller Schulen der Diözese). Als Leiter sämtlicher Bildungsanstalten und als Lehrer an der Domschule übte Bruno einen weitgehenden Einfluß aus. Dieser Einfluß mußte ein segensreicher sein, denn Bruno war ein wirklicher Lehrer und ein heiliger Lehrer. Deshalb ruhte auch des Himmels Gnade auf seiner Tätigkeit, und viele gleichgesinnte Männer gingen aus der Reimschen Schule hervor: Leuchten und Stützen der Kirche.

Die friedliche Segensarbeit des Heiligen sollte nicht lange dauern. 1069 bestieg Erzbischof Manasses der Erste den Stuhl von Reims. Durch Bestechung und unehrliches Spiel war er emporgestiegen. In den ersten Monaten seiner Regierung tat er äußerlich mit großem Eifer seine Pflicht; dann zeigte er sich als Missethater, der in Habgier und weltlichem Treiben die Obliegenheiten seines Hirtenamtes vernachlässigte.

Dem eifrigen Leiter der Domschule schnitt dies ungeistliche Treiben tief in die Seele. Er machte in ehrfürchtiger Weise Vorstellungen, einmal und öfter und als alles nichts half, verließ er die Stätte des Grauels.

Er klagte beim päpstlichen Legaten in Clermont gegen den unwürdigen Oberhirten, der auch abgesetzt wurde, sich aber mit starker Waffengewalt hielt und sogar die Besitztümer Brunos

und seiner Freunde einzog, ihre Häuser zerstörte. Bruno sah sich nun ganz frei vom Irdischen und beschloß, der Welt ganz zu entsagen.

Zuerst zog er mit seinen sechs Genossen in eine Einöde der Diözese Langres. Dort blieb er aber nicht lange. Er zog weiter bis in das einsame Tal der weitentlegenen Wildnis Chartreuse bei Grenoble. Hier schenkte ihm der hl. Bischof von Grenoble Hugo ein großes Stück Land, wo er sich dann mit seinem Genossen niederließ. Er baute ein Kirchlein und um das Kirchlein herum in kleinen Abständen einfache Zellen, wo anfangs zwei und zwei, später nur einer in Stillschweigen, dem Gebete, dem Studium und der Handarbeit oblagen. Zum Abhalten der Tagzeiten, des Gottesdienstes und des gemeinsamen Mahles an Sonntagen und Feiertagen kamen sie zusammen, sonst lebten sie in völliger Einsamkeit. Daneben gaben sie sich strenger Abtötung hin. Fleisch, Fett und Del kannte die Küche der Karthäuser nicht; zweimal in der Woche gab es Eier und Käse, selten Fische; die gewöhnliche Speise waren rauhes Brot, Dörrfrüchte und Gemüse.

Trotz der Strenge scharten sich bald viele Heilsuchende um Bruno, sodaß im Tale der Karthäuser ein regelrechtes Ordensleben entstand. Gerade war die Einrichtung zu etwas Festem entstanden, da verließ Papst Urban II. den Heiligen, seinen ehemaligen Lehrer, nach Rom. Mit aufrichtigem Schmerze vernahm Bruno diesen Ruf; seine Schüler waren darüber aber so bestärkt, daß sie einmütig erklärten, sich nie von ihrem Vater trennen zu wollen. So zog Bruno mit dem ganzen jungen Orden über die Alpen nach Rom, nachdem er die Karthäuser noch geistlichen Vätern übergeben.

Als Papst Urban seinen Lehrer zum Erzbischof von Reggio ernennen wollte, erreichte es Bruno durch seine Bitten, daß der Papst von der Ausführung seines Vorhabens abstand.

Nicht lange sollte der Heilige in Rom verweilen. Der Papst mußte vor Heinrich IV. fliehen, Bruno mit. Sie kamen ins Gebiet des Grafen Roger von Sizilien, der dem Heiligen und seinen Begleitern frei stellte, in seinem Lande das Leben der Karthäuser fortzusetzen. So ließen sich die ersten Karthäuser in der Einöde „La Torre“ (der Turm) nieder und setzten das Leben fort, das sie im Tale Chartreuse unterbrochen. Es war im Jahre 1091.

Auch unter dem heißen süditalienischen Himmel fühlten die Mönche der kalten Karthäuser von Savoyen ein strenges, vorbildliches Leben.

Der Heilige, der in größter Strenge lebte, war keineswegs ein finsterner Asket, der in Einsamkeit und Schweigen sein Leben verbrachte, der Stille und Einsamkeit für den Lebenszweck ansah; sie waren ihm nur Mittel zur Erreichung des höchsten Zweckes, der Vereinigung mit Gott. Und weil er Gott so nahe stand, darum lag tiefer, seliger Friede über seiner Seele und auf seinem Gesichte der Widerschein dieses himmlischen Friedens. Und da das heilige Schweigen nicht nur die äußere Ruhe, sondern auch die innere, die seelische Ruhe, förderte, ging Paradieseshauch durch das gottgeweihte Tal von Torre.

Von seiner stillen Klausel aus gedachte Bruno, der einst mitten in der Welt gestanden, der Welt, um ihr zu helfen. Er schrieb nicht nur eine Unterweisung über die Weltverachtung und Auslegung der Psalmen und der Briefe des hl. Paulus, er wandte sich in einfach ernsten Schreiben an weltliche und geistliche Große, um sie für die Arbeit an des Allerhöchsten Ehre zu begeistern — und seine Worte wirkten wie Prophetenworte.

Von den Mühen unermüdlicher Arbeit und ununterbrochenen Gebetes aufgerieben, entschlief Bruno 1101 im Frieden Gottes.

Der fünfte Prior der Karthäuser schrieb die Satzungen des Ordens auf; der Orden fand sich auch wieder an seiner ersten Stätte ein und verbreitete sich von dort über die weite Welt aus. Auch heute noch dienen die Söhne des hl. Bruno Gott und der Welt in „Schweigen und Hoffen“.

Der hl. Bruno war ein echter Geistesmann, der ruhig hätte reden dürfen. Wenn er dennoch schwieg und seinem Orden ein so strenges Schweigen vorschrieb, so hatte er eben das Wort des

hl. Jakobus: Die Zunge ist eine Welt von Ungerechtigkeit! ganz begriffen. Die Seligkeit des Schweigens hatte es ihm angetan. Diese Seligkeit ist heute kaum mehr gekannt. Und doch gilt auch heute noch: Schweigen ist Gewinn. Gewinn vor allem für die Zeit der Jugend, die Tage der Reife und der Entwicklung.

„Vern von der Muschel, Sohn, den Mund nur selten rühren, Dann wirst du Berlen einst gleich ihr, im Munde führen!“

P. S. B., O. F. M.

Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

Notwendigkeit der christlichen Klugheit:

Christus sagt einmal: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt gebrauchten, reißen es an sich“. (Mt. 11, 12.) Wenn das Himmelreich, d. h. alles, was die Erlösung uns gebracht, nur mit Gewalt erworben werden kann, dann gibt es keine Rettung als nur für den christlich Starken, der diese Gewalt anzuwenden im Stande ist.

Das ist eine so einfache Schlussfolgerung, daß auch der Unbegabteste sie begreifen kann. Doch wird ein genaueres Eingehen aufs Thema von der Notwendigkeit des christlichen Starkmutes nicht überflüssig sein!

Sich als Christ bekennen, den Glauben an Jesus Christus annehmen und festhalten, ist nach einem Worte des Tertullian soviel wie die Verpflichtung zum Martyrium. Das Christentum ist seinem Wesen nach so hoch und rein, es stellt so viele Forderungen an den Menschen, die seiner verderbten Natur widersprechen, daß ein Leben nach den Satzungen des Christentums ohne ein gerütteltes Maß echten Starkmutes gar nicht denkbar ist. Dazu kommt noch, daß der Christ, der die Forderungen seines Glaubens auszuführen trachtet, inmitten einer Welt lebt, die sich fast immer als Feindin dieser Forderungen bekämpft. Die Welt tritt offen und breit auf, sie drückt sich nie an die Wand, selbst dann nicht, wenn sie sich nach einer Seite hin betätigt, die wenig ehrenvoll ausfällt; deshalb kann der Christ nur als Christ in dieser Welt leben, wenn er bereit ist, auch gegebenen Falles Schmähung und Verfolgung auf sich zu nehmen. „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, werden Verfolgung leiden!“ (2. Tim. 3, 12.)

Und wenn auch nur besonders schwere Zeiten blutige Martyrer verlangt; jede, auch die ruhigste, kann ohne Schuld nur durchschritten werden, wenn das Apostelwort befolgt wird: „Brüder, stärket euch im Herrn und in der Macht seiner Kraft und ziehet an die Waffenrüstung Gottes“. (Eph. 6, 10.)

Die Notwendigkeit des christlichen Starkmutes wird sich uns noch stärker aufdrängen, wenn wir die Hauptbetätigungen des christlichen Tugendlebens betrachten.

Der Christ soll seinen Glauben nicht in der Stille der kleinen Herzen verschließen, er soll ihn auch vor der Welt bekennen. Daß dazu schon ein gut Teil Starkmut gehört, ergibt sich aus der Tatsache, daß ihn so viele Feiglinge um ein Kleines verleugnen. So gehört nicht zur Selbstüberwindung und Pflichtbewußtsein dazu, den Sonntagsgottesdienst zu besuchen, es gehört auch christlicher Starkmut dazu, besonders in den Fällen, wo „gute Freunde“ durch Spott von Erfüllung dieser Pflicht abhalten wollen. Es gehört Starkmut dazu, bei den öffentlichen Meinungen der Religion, bei Prozessionen, bei Verschönerungen sich als Katholiken zu bekennen; ja, es gehört in unserer „gebildeten Zeit“ schon Mut dazu, in solchen Fällen die einfachsten Regeln des Anstandes zu beobachten. Es gehört Mut dazu, bei gewissen Gelegenheiten, vor und nach dem Essen, beim Läuten der Betglocke usw. durch ein religiöses Zeichen sich als Christen zu bekennen.

Unvergesslich bleibt mir ein Erlebnis zu Anfang des Weltkrieges. Ich war wegen Regelung meiner Militärverhältnisse in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands. Nach Erledigung der

Geschäfte hatte ich am Bahnhofe längeren Aufenthalt. Ich ging ins Wartezimmer zweiter Klasse und bestellte mir, da ich erst spät abends ins nächste Kloster zurückkommen konnte, eine Tasse Kaffee. Eben hatte ich mich in einer stillen Ecke niedergelassen, da trat ein älterer Offizier ein; er trug auf der linken Brust das Eiserne Kreuz erster Klasse. Er ließ sich mir gegenüber nieder. Als er mich bemerkte, stand er auf und grüßte den unbekannten Ordensmann. Dann bestellte er sich ein Abendbrot. Die Bestellung war eben geschieden, da traten drei junge Offiziere ins selbe Zimmer. Als sie den älteren Herrn gewahrten, standen alle drei stramm und nahmen mit einer Verbeugung vor dem Ritter erster Klasse Platz. Als das Abendbrot aufgetragen war, faltete der Herr die Serviette auseinander, schlug dann ein andächtiges Kreuz, betete wohl eine Minute sein Tischgebet, unauffällig, aber auch offen. Unwillkürlich hatten die jüngeren Offiziere mit ihrer Unterhaltung aufgehört, und auch die anderen Reisenden flüsternten nur während des Gebetes eines christlich mutigen Mannes. Ich mußte zum Zuge. Als ich ihn beim Fortgehen grüßte, erhob er sich wieder. Mir war's, als ob er damit manchem der Anwesenden ein herrliches Beispiel gebe — der Gruß galt ja nicht mir persönlich, sondern dem Stande, dem ich angehöre — und eine deutsche Lehre.

Der Christ, die Christin sollen in Kleidung und Betragen zu erkennen geben, daß sie in Zucht und Sittsamkeit leben wollen! Ohne Stolz und ohne Heuchelei ist dies heutzutage gar nicht möglich. Die Diener und Dienerinnen der Sinnlichkeit sind keineswegs der Art, daß sie vor Zucht und Ordnung erröten oder auch erbleichen. Meist sind sie so anmaßend in ihrer Verderbtheit, daß sie sich noch über den gestitzten Menschen lustig machen: so gehört in der Tat heute schon ein gewisser Mut dazu, sich überall als anständigen Menschen zu zeigen.

Da sei des Dichters (Anastasia Grün) Wort deine Parole:

„Sieh mutig in des Vaters Auge,
Daß Mut dein Herz zum Kampfe lauge!“

Und dem Modeteufel seinen Tribut vertragen? Nur Frauen mit Männerherzen sind heute dazu noch fähig. Rousseau, doch wahrlich kein Tugendheld, aber oft ein tüchtiger Denker und ehrlicher Mensch, schrieb einmal: „Fast immer werden die Moden von häßlichen Frauensinnern aufgebracht, und die hübschen sind töricht genug, sich unterzuordnen.“ Ja, recht betrachtet, sollte eigentlich jede vernünftige Frau die Ausartungen — und die neuesten Blüten der Mode sind meist Ausartungen! — der Mode von sich weisen. Dazu sollte man, mein ich, nicht erst eine so behre Tugend wie den christlichen Stolz gebrauchen! In Wirklichkeit aber sind es nur starke, selbständige, christlich empfindende Frauen, die die Narrheiten der neuesten Mode nicht mitmachen. Auch in der harten Kriegszeit — Gott sei's geklagt! — läuft die Menge der deutschen Frauen, besonders der oberen Kreise, einer ausländischen Mode nach, die nicht bekleiden will, die auf jeden Fall auffallen muß! Christliche Frauen, seid stark und vernünftig, seid echte deutsche Frauen!

Nimmt man den Menschen erst gar als den Leidenden, den duldbenden Erdenbürger, dann weiß man sofort, wie notwendig der christliche Stolz ist. Auf diesem Kampfbahne hat er die Führung, Meist nur er Sieger. Der große Dulder, das große Vorbild übernatürlichen Ertragens, Job, ruft aus: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt nur kurze Zeit und wird mit vielem Elende erfüllt!“ (Job. 14, 1.) Da heißt es: „Mach dich auf, und zeige deine Stärke!“ (Job. 52, 1.) Wie oft hat man gerade in der opferreichen Kriegszeit dem deutschen Volke dies Prophetenwort zurufen müssen! Wie siegreicher wird es sein, wie herrlicher wird sein Friede sein, wenn es diesem Seherworte nachwehrt!

Nur geduldiges Starksein ist da der Schlüssel zum Erfolge, zur Freude und zum Frieden. Und je mehr dies geduldige Starksein vom Christentume seine Kraft hernimmt, im Christentume seine Richtung zur Höhe erlangt, desto herrlicher werden seine Früchte sein!

Der Rosenkranz

Werdet nicht müde, am Kranze zu winden
Der Himmel und Erde so lieblich vereint.
Die Wonne ihr die Freuden Marias erglänzen
Die Tränen erschöpfen, die sie geweint.

Nie könnt ihr den Glanz und den Jubel umfassen,
Der selig im Himmel ihr Antlitz umgibt.
Doch hat sie als Pfand ihrer Lieb' uns gelassen
Den herrlichen Kranz, der hier einst erblickt.

Ein jegliches Ave den Frühling erneuert,
Mit dem ihr Gebet einst die Erde verflart,
Ein jeglich Geheimnis die Liebe befeuert,
Die einst sie im Leiden, im Kreuze bewahrt.

In ihren Gedanken, in ihren Gebeten
Wird unser Leben zum Kranzgewand,
Und wenn wir lebend zu ihr dann treten,
Dann segnet die Mutter ihr treues Kind!

Der Dom zu Köln

Im Dom zu Köln weilt der Kaiser in letzter Zeit wiederholt; er kehrt gern in dem hohen Gotteshause ein und was er dort sucht und findet, das sagt uns allen das eigene Herz. Er bewundert nicht nur das hohe Kunstwerk und seine prächtige Ausstattung, sondern er sucht und findet dort den Geist, mit dem man Völker regiert und ordnet. Und dieser Geist waltet im hohen Dome.

Bekanntlich ist der Dom von Köln eines der größten Denkmäler, welches gottbegeisterter Kunst zum Geschaffen; aber wer der Meister gewesen, der den Grundriß zu diesem größten Werke deutscher Baukunst, dessen Grundstein vor sechs Jahrhunderten, 1248, gelegt wurde, aufgezeichnet hat, das wissen wir nicht. Nur so viel wissen wir, daß im Jahre 1255 Meister Gerard v. Kille der Bauhütte am hohen Dome vorstand und daß er den mächtigen Bau bis gegen das Jahr 1295 aus den Fundamenten hinausführte und daß das Domkapitel sich ihm wegen seiner Verdienste um das gottgeweihte Werk deutscher Kunst und Gottesfurcht durch eine ehrenvolle Urkunde feierlich zu Dank verpflichtet erklärte. Er ist mithin der erste Dombaumeister, den wir unter diesem Namen kennen und dem auch wir zu Dank für dies unser Volk ehrende Denkmal verpflichtet sind. Sein Bild findet sich in der Sterbeliste eines kölnischen Klosters unter dessen Wohlthätern, mit einfachen aber bestimmten Zügen hingzeichnet. Wie aber immer der Schöpfer des Grundsteines geheissen haben mag, er selbst in seinem Werke fort, dessen Vollendung sechs Jahrhunderte nach der ersten Grundsteinlegung, 1842, begonnen wurde.

J. v. Görres ließ damals in einer Festschrift den alten Dombaumeister alle zur zweiten Grundsteinlegung seines Laues festlich versammeln mit folgenden Worten begrüßen, die für unsere Zeit wahrhaft beherzigenswert sind: „Seid mir mit Gott willkommen, erlauchte Fürsten und Herren, und ihr alle, hochgeehrte Herren, wie ich Euch hier versammelt sehe! Sechs Jahrhunderte hab' ich Euerer schon gewartet; vom Tage an, wo die, welche Euch vorangegangen, den ersten Stein gelegt. Im überlangen Warten

wollt ich bald verzagen; glücklich, daß doch endlich der Tag hereingekommen. Meines Herren Haus, der Steinbau, er ist unterdessen eisgrau geworden; verwittert zum Teil ist seine Masse, denn die Wässer des Himmels haben sie ausgepült, seine Blöcke sind einschlagend an ihr und sie durchfurchend hinabgefahren; jedes vorüberziehende Jahr hat sie in seinem Wellenschlage abgenagt; doch steht sie noch ewig jung in ihrer Schöne. Blickt hinaus, und seht die große Scharte! Es ist, als hätte der böse Feind mit dem Hammer sie hineingeschlagen; nun ihr wißt es ja, wer den Hammer ihm geschmiedet, ich will den Tag nicht mit böser Erinnerung stören. Der lahm gewordene Kranich oben, er regt sich wieder munter, ihr kommt, dem Werke einen neuen Grundstein zu unterlegen; ihr wißt es nicht, wir oben sehn's aber, daß es auch der Stein eurer Zukunft ist. Tretet darum, erlauchte Herren, ein in diese Hallen! Ihr werdet Euch darin wie zu Hause finden; denn es ist auch eins der vielen Aller-
teutschen Häuser. Seht die alten Steincolosse, die Pfeilerbündel, die ich hingerichtet; umsonst haben sie seit so vielen Jahren die breiten Schultern dargeboten, ob jemand sich sinde, die hohen Gewölbe ihnen aufzuliegen, damit sie in ihnen zu einem stammhaften Säulenvolke sich verbinden mögen. Keiner hat sich dazu gefunden; Bretter hat man daher zuletzt über ihnen zusammengeagelt, und die Sprießen ihnen aufgesetzt, damit sie sich zu einem Rodach wölben mögen, und das versammelte Volk vom Regen nicht beregnet, vom Schnee nicht beschneit, allen Winden nicht gar zum Spiel werde. Nun es ist ein Zeichen gewesen für die künftige Wölbung, und alle Zeichen haben eine Bedeutung; wer aber bloß mit Zeichen wirkt, der ist ein Bedant, ein Schacher oder ein Pfrücker. Es wird schon anders werden; ich habe es dem harrenden, ungeschlagenen Steinvolke verkündet; aber ach, erlauchte Herren! wollet es ihm nicht übel deuten; sie glauben's kaum; sie haben schon allzu lange Zeit mit Warten hingebachtet; darüber ist ihr Gedächtnis blöde worden, und erinnert sich nur der Dinge aus erster Jugendzeit, nicht aber dessen, was ihnen nahe rückt. Seht links an den Fenstern die Farbenpracht und die Meisterschaft; seht die vier Gewölbe, wie sie zur Probe schwebend sich aufgestellt; seht aber den Bettel und die Armut gleich daneben, es ist der Fallat des reichen Erbsus auf die Gant gesetzt. Weicht ihr armen, mageren Kirchenmäuse; ihr würdet eine schlechte Bieder des Festes sein; bleibt in euren Löchern, damit ihr den Leuten nicht unter die Füße kommt! Wir sind beim Chore angelangt, der Herr hat in ihm die Zeit sich abgeschlossen; draußen ist unterdessen das wirre Treiben fortgegangen. Tretet ein und schaut, wie der Gott in der Geschichte sich wohllich eingerichtet, in dem Hause, das die Kirche ihm aufgebaut! Alles einfach und vielbedeutend, wie im Hause, das er in der Welt sich aufgebaut. Hier aber will viel Redens sich nicht geziemen. Schweigen wird ratsamer sein; drum tretet ein und laßt schweigend vom dort wehenden Geiste euch durchdringen; es ist auch der Geist, in dem man Völker regiert und ordnet. Seid ihr dann des Geistes voll, dann geht hinunter und legt den Stein und Gottes Segen wird auf ihm ruhen, denn an Gottes Segen ist alles gelegen.“

Das Munitionsschiff

Erzählung von Heinrich Liaden.

Dann aber — ein gewaltiges Aufbrüllen der beiden Geschütze. Ein Prasseln. Ein Aufzischen im Wasser. Welch ein Geräusch? Es war, als schmetterte ein Riesenhämmer kirschend auf Erz. Von dem Unterseebott keine Spur mehr. Auch das langgestielte Insektenauge des schwarzen Meerungelüms war verschwunden.

Von der Brücke der „Jane Richards“ tönte ein heiseres Gelächter. Ein Schrei „Rule Britannia!“ erscholl aus vielen Rellen.

Da schwang sich der erste Maschinist aus der Luke des Maschinenraumes an Deck und rannte auf den Kapitän zu. —

„Kapitän, ein Leck dicht bei Steuerbord. Die See spült uns in die Kohlen!“

Und zurück, in die Luke hinein. Jetzt wußten sie alle: Im Augenblick des Abschusses hatten sie eine Erschütterung des Schiffes verspürt. Also hatte die „Jane Richards“ von dem Unterseebott einen eisernen Gruß empfangen.

Der Kapitän beugte sich über das Sprachrohr und schrie mit heiserer Stimme hinab: „Voll-dampf — vorwärts!“

Die Maschine setzte sich knirschend und schgend in Bewegung. Am Bug des Dampfers spritzte der Gisch hoch empor und weiter leuchtete der

überladene Dampfer gen Ost, während im Westen die letzten Lichter des Tages in den dunklen Gewässern versanken.

Der Kapitän stieg langsam und schwerfällig von der Kommandobrücke herab, schickte den ersten Offizier nach oben und begab sich in den Maschinenraum.

Tiefe Nacht. Der Wind ist umgeschlagen. Er weht aus Nordost in kurzen harten Stößen. Der blanke funkelnde Ozean ist nun eine flustere wilde Wüste, in der es aus allen Richtungen unheimlich tost, rauscht, brüllt. Große Wellen, wie Herden wilder Tiere, stürmen mit Gebeul gegen das Schiff und zerschellen am eisernen Bug zu Atomen.

In enger Kajüte hockt der Kapitän hinter seinem Tische. Er hat den Kopf zwischen beiden Händen und niht sich nicht, obgleich er nicht schläft, sondern mit weitoffenen Augen vor sich hinstarrt. Auf dem Tische vor ihm liegt ausgebreitet die Karte. Und seine Augen starren immer auf einen Punkt der Karte. Doch sie sehen nicht, was dort verzeichnet steht. Seine Augen sehen etwas Furchtbares. Sie sehen in sinkender Sonne ein untergegangenes Schiff, in dem zwanzig junge hoffnungsvolle Leben fester eingekerkert sind als in dem tiefsten, schwärzesten Grabe. Er sieht zwanzig junge, blühende Gesichter erblicken — zwanzig Augenpaare voll Tob. Er sieht zwanzig Lippenpaare, die ein letztes Gebet murmeln, ein letztes „Hurrah!“ rufen und dann verstummen für ewig —

„Es ist Krieg — Krieg!“ raunt die harte, heisere Stimme des Mannes in seinem Ohre. Den Großbritanniens Brief und Siegel zum Herrn des Schiffes, zum Herrn seines Haus aus gemacht hatte. Krieg — o ja — wäre es ein Krieg, wo Mann gegen Mann steht und Geschütz gegen Geschütz — da könnte man leicht mit einem „Mile Britannia!“ liegen oder herben. Heute aber — dieser Sieg — „Mile Teufel!“ — eine Schändlichkeit, ein Verbrechen befestigt mit dem alten ruhmvollen Ruf „Mile Britannia!“

Kapitän Spencer, du hast deine dreißig Jahre alte Seemannshute und den guten Namen deines Schiffes in den Schmutz getreten, den alles Seewasser der Welt nicht wieder abwaschen wird!“

Es klopf. Der Kapitän hebt müde den Kopf. Der erste Steuermann tritt ein.

„Kapitän, wir bringen das Wasser nicht aus dem Schiff. Der Tiefgang wird immer größer.“

„Ist das Led verstopft?“

„Es geht nicht, wir kommen nicht heran.“

„Zum Teufel, die Pumpen müssen uns helfen, bis wir an das Led herankommen!“

„Die Pumpen sind in voller Tätigkeit, doch sie schaffen nicht. Ich rate dringend auf halbe Fahrt, Kapitän. Wir fahren in bösem Wasser. Bei dem Wetter und Tiefgang könnten wir auf Grund geraten.“

„Ich werde selbst heraufkommen.“

Beide gehen nach oben und der Kapitän steigt auf die Brücke. Dort steht er schon wieder oder steht er noch dort? — der Oberst house. Er lehnt am Geländer und starrt in die Nacht hinaus. Der Rauch seiner Pfeife flattert in Fäden um sein Gesicht. Schweigend geht der Kapitän an ihm vorbei. Eine Minute lang und noch eine bläst er in das Dunkel hinein, wo es ringsumher braust und stöhnt und heult und gischt — eine Welt voll Unheimlichkeiten. Dann gibt er mit rauher Stimme das Kommando auf halbe Fahrt.

Mit einem Ruck wendet der Oberst den Kopf zu ihm herum.

„Gotta, Kapitän, Sie scheinen viel Zeit zu haben!“

Kapitän Spencer antwortet nicht.

„Wollen Sie wegen dem bösen Wind unsere Ankunft verzögern? Sie wissen, daß wir keine Wapierfahrt machen.“

„Haben Sie denn Lust aufzulaufen?“ schmauzt der Kapitän ihn an.

„Ein geschickter Schiffsführer muß das verhindern können.“

„Der Teufel kanns verhindern bei dem Wetter!“

„Väterlich, Kapitän Spencer, befehlen Sie gefälligst volle Fahrt!“

„Sind Sie hier Kapitän oder bin ich?“

brüllt Spencer durch das Heulen des Windes.

Der Oberst lacht nur.

„Sie, Herr Kapitän Spencer,“ sagt er phlegmatisch, schiebt seine Pfeife aus dem Munde in den rechten Mundwinkel und verläßt langsam die Brücke.

Der Kapitän schiebt seine Wüge zurück und läßt sich den Wind um die heiße Stirn streichen. Er bläst in die Höhe. Schwarze Wolkenseken fliegen durch die Luft. Hier und dort blinzelte ein Stern. Von Zeit zu Zeit tritt hinter den sturmzerwehten ziehenden Wolkenschwaden der volle Mond hervor und umhüllt unzählige auf den Wassern tanzende Schaumgespensier mit bläulich-weißen Schleiergewändern.

Kapitän Spencer aber sieht nicht den Mond und nicht die Sterne — er sieht immerfort nur das junge energische Gesicht des Menschen, der ihm aus dem Turm des Unterseebootes zugurufen und gedroht hatte. Und wie seine Augen über den weiten wogenden Plan irren, wo im bläulichen Licht die gespenstischen Gestalten aus Wasser und Schaum in wirbelndem Reigen sich drehen — da — siehe, da wird sein Blick plötzlich weit und starr und voll Entsetzen. Rarrt ihm sein böses Gewissen? Spiegelt ihm die Eindrücke Dinge vor, die nicht möglich sind? Stürmt nicht durch den Wasserschwall eine dunkle Gestalt einher, fast im Kielwasser der „Jane Richards“? Werden nicht viele von den hellleuchtenden Schaumgestalten zerschellt von einer dumpfen schwarzen Säule, die dem Schiffe folgt wie ein Gespenst?

Kapitän Spencer reißt sich die Augen. Ab — seine Augen versagen ihm heute den Dienst. Des Mutes heiße Welle wucht hinter Schläfe und Stirn, und zu gewissen Augenblicken steht er alle Dinge blutig rot. Und das da — das im Meer — das schwarze Gespenst —

Er schaut härter hin, nachdem er vorher die Augen für ein paar Sekunden geschlossen hielt. Die weil über hat sich der Mond mit dichten Schleiern verhüllt — das Meer ist finster.

Der Kapitän beginnt mit schweren Schritten unter denen die Eisenbrücke klinkt, auf und ab zu wandern. Die Erscheinung — bah, ein Trugbild seiner erregten Phantasie. Wie sollte es wohl möglich sein, daß das Unterseeboot die „Jane Richards“ verfolge? Es war doch verankert unter den Schüssen, die feiger Meuchelmord abgesauert hatte! — Versunken — versunken — und zwanzig junge Menschenleben — „Mile Britannia“ — es ist Krieg — Krieg! Mile — — —

Auf und ab auf der engen Brücke, wie ein Rastier im Käfig — auf und ab.

„Wahnsinn — Wahnsinn — zu denken, daß der Deutsche — — — mein nein! — — — und dennoch — — — wohl war das Boot gesunken — und merkwürdig schnell — doch infolge der Schüsse? Der Teufel mag wissen, mit welchen Hölleklünsten die verdammtesten Deutschen in diesem Kriege arbeiten — diese deutschen Barbaren!“

„Hahaha — Barbaren! — Jawohl — Barbaren — weil sie uns besiegen. Und wir — wir feuern auf sie aus dem Hinterhalt — unter falscher Flagge — auf die — hahaha — die Barbaren!“

Auf und ab — auf und ab! Wie die Stirne brennt trotz des schneidenden Windes. Ja, kommtest du sie sehen, deine Stirne, Kapitän Spencer — wie sie so rot ist — so rot von Scham!

„Und wenn unsere Augen das Tauchboot nicht getroffen haben — — —“ murmelte er mit zuckenden Lippen vor sich hin, „wenn es unbeschädigt geblieben ist, das verfluchte Unterfinken nur ein geklügeltes Manöver war — warum sollte es der „Jane Richards“ nicht auf den Fersen sein, um Vergeltung zu üben! Die „Jane Richards“ hatte ja ein kopfgroßes Loch im Rumpf und wälzte sich mit halber Fahrt langsam und schwerfällig genug durch die Flut. Und sie befand sich in gefährlichem Wasser — — — und wenn der Deutsche nicht gesunken ist — dann — — —“

Da tritt wieder der Mond hervor, und wie ein weißes Tuch spannt sich der Nachtschein über

die Fläche. Der Kapitän stöhnt sich mit beiden Händen auf die Messingstange und stiert hinaus — vorgebeugt, die Augen voll Trauen —

Natürlich — nichts. Nur Wasser weit und breit.

Wie das Schiff stöhnt und schlingert! Teufel, Teufel — wenn der Wind sich nicht legt und die See nicht ruhiger wird — und wenn den im Kohlenraum wie verzweifelt arbeitenden Seelen die Verstopfung des Ledes nicht gelingt —

Er schiebt seine Hände in die Taschen seines Oelrocks und spast auf und ab — immer auf und ab auf der schwankenden Brücke. Da gleitet wie ein Schatten der Oberst an seine Seite.

„Eine lebhaftige Nacht, Kapitän,“ spricht er an seiner Pfeife vorüber. „Ich kann nicht schlafen bei der Schlingerei.“

Er räfelt sich an dem Geländer. Der Kapitän starrt an ihm vorüber — hin und her — ohne ihn zu beachten.

„Haben Sie es sich überlegt, Kapitän? Ich meine, ob Sie noch länger in diesem Schnecken-tempo weiterkriechen wollen?“ fragt er nach einer Weile.

„Wenn ich mit halbem Dampf fahre, dann weiß ich warum ichs tu.“

„Wenn ich auf volle Fahrt bringen muß, weiß ich ebenfalls, warum ichs tue.“ spricht der Oberst kalt. Und mit einer ganz eigenen Betonung setzte er hinzu: „Ich möchte Ihnen ja nicht gerne das Kommando aus der Hand nehmen — der Mannschaft wegen.“

„Wenn Sie die Folgen verantworten wollen, so tun Sie es doch,“ stöhnt der Kapitän rauh hervor. „In der Lage, in der wir uns befinden, entscheidet der Seemann und nicht der Kriegsmacht.“

„Ich erlaube Sie, Herr Kapitän Spencer, sofort volle Fahrt zu befehlen.“

Der Kapitän wendet sich mit einem Ruck um — blickt vor dem Oberst steht er, die geballten Hände halb erhoben, den Kopf vorgebeugt, als wolle er dem andern seinen maßlosen Grimm ins Gesicht hineinschreiben. Doch seine Lippen bleiben stumm — eine ganze Minute lang stürren die Augen der beiden Männer ineinander —

Dann sinken dem Kapitän seine Hände herab — und er geht wirklich zum Sprachrohr und brüllt den Befehl auf volle Fahrt in den Maschinenraum.

Durch das schlingende Schiff geht es wie ein Aufbäumen. Schäumender Dicht wälzt empor bis zur Kommandobrücke.

Das geht so eine Weile. Der Kapitän stiert vor sich nieder. Ihm ist, als hörte er einen fernen dumpfen Ton, wie ein Donnern im tiefen Grund —

„Sehen Sie wohl, Kapitän, jetzt kommen wir vorwärts,“ bemerkte der Oberst mit einem leiseren Nachen.

„Auf den Grund kommen wir!“ brüllt der Kapitän. „Sie werden es erleben.“

Er bricht ab, denn eben stolpert der erste Steuermann zur Kommandobrücke empor. Sein Gesicht ist geschwärzt von Kohlenstaub.

„Kapitän — bei der Fahrt host uns der Teufel — uns und das Schiff.“

„Sagen Sie dem Steuermann, er soll sich möglichst nur um sich selbst und nicht um das Schiff kümmern!“ ruft der Oberst durch einen plötzlich aufheulenden Windstoß dem Kapitän zu. Der aber zuckt die Achseln und schweigt. Da tritt der Oberst einen Schritt vor und faßt den Steuermann scharf ins Auge.

„Wenn wir in dieser Nacht untergehen sollen, so gehen wir fürs Vaterland unter, mein Freund. Wir werden hoffentlich nicht weniger Schneid an den Tag legen als die zwei Duzend Deutsche, die wir vorhin auf den Grund des Meeres befördert haben. Und man gehen Sie wieder an Ihre Arbeit und sagen Sie meinem wegen den anderen, was ich Ihnen gesagt habe.“

Der Steuermann warf einen Blick auf den Kapitän. Der aber stand scheinbar ganz teilnahmslos und blickte auf das Wasser hinaus. Da wandte er sich kopfschüttelnd ab, stolperte die Treppe hinab und ging auf die Luke zu.

(Schluß folgt.)